

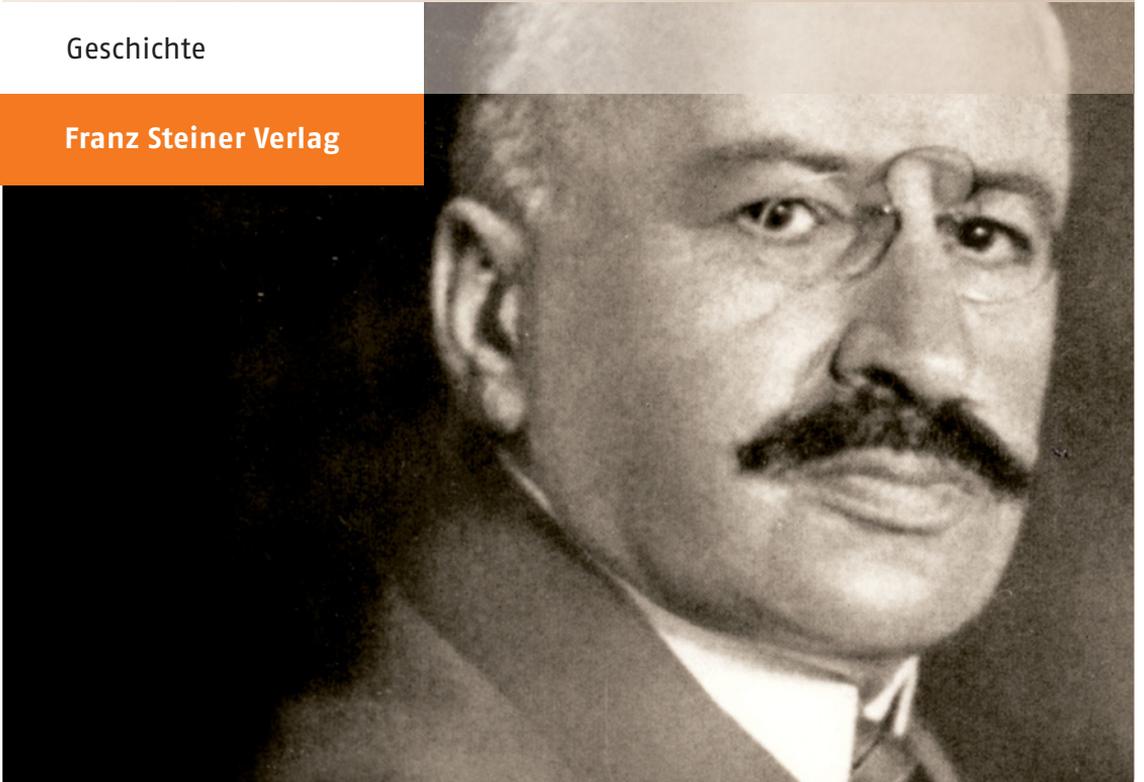
Bernd Sösemann

THEODOR WOLFF

Ein Leben mit der Zeitung

Geschichte

Franz Steiner Verlag



Bernd Sösemanns Biografie macht noch einmal den Verlust bewusst, den der Zivilisationsbruch von 1933 auch für die deutsche Presse bedeutete. Gerade in Zeiten, in denen in allen Medien die Quotenidioten auf dem Vormarsch sind, sollte man sich an Theodor Wolff erinnern – an den unerschrockenen Demokraten und glänzenden Stilisten, der Maßstäbe gesetzt hat für einen Journalismus, der den Namen verdient.

Volker Ullrich, in: DIE ZEIT

Bernd Sösemann
Theodor Wolff. Ein Leben mit der Zeitung

Bernd Sösemann

THEODOR WOLFF

EIN LEBEN MIT DER ZEITUNG



Franz Steiner Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2012

Druck: AZ Druck und Datentechnik, Kempten

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-10174-5



VORWORT

Frankreich und Deutschland ehren Theodor Wolff (1868–1943) öffentlich mit Gedenktafeln, und in Berlin trägt der ehemalige Blumenmarkt in Kreuzberg seinen Namen. Der Bundesverband der deutschen Zeitungsverleger zeichnet jährlich hervorragende Journalisten mit dem renommierten Theodor-Wolff-Preis aus. Der Name und die Auszeichnung stehen seit fünf Jahrzehnten für hohe journalistische Qualität und eine beeindruckende Lebensleistung: für Brillanz in Sprache, Stil und Form sowie für Werte und Maßstäbe, die der Chefredakteur des »Berliner Tageblatts« gesetzt hat. Seine Leitartikel sind bis heute Zeugnisse eines freiheitlichen, demokratischen und gesellschaftspolitischen Verantwortungsgefühls. Jede öffentliche Ausschreibung des Preises, seine feierliche Verleihung und die kleinen Broschüren mit den ausgezeichneten Texten wecken Jahr für Jahr erneut die Erinnerung an den großen Journalisten.

Dagegen scheiterten alle Anfang der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, unter dem Eindruck der Wiedervereinigung erneut unternommenen Versuche, den berühmtesten Zeitungstitel des Rudolf Mosse-Verlags wiederzubeleben: das »Berliner Tageblatt« (BT). Ungleich stärker als die weniger prononciert auftretende »Tante Voß«, die »Vossische Zeitung«, in Berlin und die politisch einen ähnlich rechtsliberalen Kurs steuernde »Frankfurter Zeitung« nahm die politisch interessierte deutsche und ausländische Öffentlichkeit »Wolffs Tageblatt« als deutlichste publizistische

Veranschaulichung einer sozial-liberalen, freiheitlichen parlamentarischen Demokratie wahr. Polemisierten Chauvinisten, alldeutsche Konservative oder Antisemiten gegen die »Mosse-Postille« und das »Flaggschiff jüdisch-liberalen Börsiantertums« oder lobten Intellektuelle, Liberale und Demokraten aller parteipolitischen Richtungen das Niveau und die unabhängige, wohltuend antinationalistische Haltung im publizistischen Gefecht der Geister, dann fielen sogleich der Titel der großen Hauptstadtzeitung und der Name seines Chefredakteurs. In Zustimmung und heftiger Ablehnung spiegelte sich gleichermaßen die Faszination dieses gebildeten, kultivierten Mannes. Seine elegante Sprache fand nicht nur in der Zeitung ihr Publikum.

Theodor Wolff verfasste Romane, Theaterstücke und historische Werke, engagierte sich über Jahrzehnte hinweg in Politik und Literatur. In der Revolution von 1918/19 gehörte er zu den aktivsten Gründern der Deutschen Demokratischen Partei. Wiederholt beeindruckte Theodor Wolff mit seinen akribisch recherchierten Kenntnissen, eigenständigen und souverän vertretenen Urteilen oder seinen undogmatischen, mit Ironie und Skepsis angereicherten Meinungen. Seine Leser erlebten es in den Dreyfus-Prozessen, während der Debatten im Reichstag und in der Öffentlichkeit um die deutsche Flottenrüstung, in dem parteipolitischen Streit um Fragen des Wahlrechts, der Informations- oder Pressefreiheit. Am eindrucksvollsten agierte Theodor Wolff, als er sich gegen den auch unter seinen Lesern grassierenden Fatalismus wandte. In seinen Leitartikeln rief er in allen Jahren zwischen 1918 und 1933 zu Umsicht und Rationalität in der Wahrnehmung, Besonnenheit im Urteil und Mäßigung in der öffentlichen Debatte auf. Seine Einsprüche richteten sich, um nur einige der herausragenden aufzuzählen, 1919, 1923, 1926 und 1932 gegen die Auffassungen, der Friedensvertrag von Versailles müsse unterschrieben und die »Erbfeindschaft« mit den Franzosen könne nicht geleugnet werden, ein Zensurgesetz gegen »Schmutz- und Schundschriften« sei grundsätzlich nötig oder man könne die Errichtung eines »Dritten Reiches« nicht mehr verhindern.

Die zwölf Kapitel des Buches bezeichnen die Hauptabschnitte des Lebens und markieren private und berufliche Zäsuren. Es sind die Jahre als Auslandskorrespondent in Paris und die ersten namhaften poetischen Versuche; es folgen die Übernahme der Chefredaktion in Berlin mit dem parteipolitischen Engagement und die anderthalb Jahrzehnte des Wirkens für die Zeitung und die Demokratie von Weimar. Seit dem Sommer 1930 wies Theodor Wolff eindringlich auf die wachsende Bedrohung des Rechts- und Verfassungsstaates durch den Links- und Rechtsradikalismus hin. Er warnte vor den autoritären Präsidialkabinetten der Reichskanzler Brüning (1885–1970), Papen (1879–1969) und Schleicher (1882–1934), in denen er legal mas-

kierte Diktaturen erkannte. Doch die größte Gefahr sah Theodor Wolff in den antidemokratischen Einstellungen der NSDAP, dem »Führerkult« ihrer Mitglieder, ihrem Hass auf die »undeutschen«, die sogenannten westlichen Werte und die zunehmend unverhohlene Bereitschaft zum verbalen Terror im Parlament und zur offenen Gewalt auf der Straße.

»Wenn heute der Nationalsozialismus triumphiert und von nun ab noch mehr als bisher schon der mit ihm verbündeten Reaktion seinen Willen diktieren kann, dann werdet ihr, solange diese Herrschaft dauern wird, nicht mehr zur Wahl gehen, nicht mehr eure Meinung in die Waagschale werfen dürfen – dann wird man die letzten Reste eurer Freiheit und eurer Bürgerrechte zerschlagen und, mit den brutalen Mitteln, die ihr kennt, euch zu dumpfem Gehorsam, zu schweigender Unterwerfung zwingen.« (Journalist, 329 f.).

Da in einem Leben *für* die Zeitung das Tageblatt am Anfang stand und sich die Bestellung zum Chefredakteur zu einem biographischen Schlüsselereignis entwickelt hat, soll die Darstellung mit einer Geschichte des »Berliner Tageblatts«, seines Verlegers und der Redaktion einsetzen. Hätte Rudolf Mosse seinen Cousin Theodor Wolff nicht in die Führungsposition des »Berliner Tageblatts« berufen, wäre dieser vermutlich seinen damals nicht geringen literarischen Ambitionen nachgegangen. Ob er dabei jedoch über den Status einer »Fußnote« in der Literatur- und Kulturgeschichte weit hinausgekommen wäre, darf nach der Lektüre des Publizierten nicht ohne weiteres vermutet werden.

Für das biographische Porträt habe ich die Überlieferung quellennah genutzt. Theodor Wolff kommt dabei mit seinen Artikeln, Werken, Manuskripten und Briefen häufig zu Wort. Das letzte Kapitel vermittelt mit den ausgewählten, thematisch und zeitlich breit gestreuten Dokumenten einen unmittelbaren Eindruck von der sprachlich-stilistischen Brillanz und dem liberalen Geist des Autors. Bei allen Arbeiten am Manuskript hat mich meine Tochter Pia über den Atlantik hinweg unermüdlich unterstützt. Dafür danke ich ihr herzlich. Ein ebenfalls herzlicher Dank gebührt Herrn Heinrich Meyer und der »Stiftung Presse-Haus NRZ«, deren Finanzierung es mir ermöglichte, die vor zwölf Jahre erstmals erschienene Biographie nunmehr unter demselben Titel in überarbeiteter und deutlich erweiterter Form vorzulegen.

Berlin, den 30. Juli 2012



INHALT

- 11** Kapitel 1: Der Weg zur Zeitung
- 45** Kapitel 2: Journalistische Spaziergänge in Europa
- 74** Kapitel 3: Eine Großstadtzeitung auf Weltniveau
- 93** Kapitel 4: Keine Rosen für Wilhelm II.
- 107** Kapitel 5: Der Große Krieg
- 135** Kapitel 6: Von der Revolution zum Friedensdiktat
- 159** Kapitel 7: Eine Demokratie ohne Demokraten?
- 183** Kapitel 8: Eine Elite des deutschen Journalismus
- 197** Kapitel 9: Publizistik im Schatten von Diktatoren
- 217** Kapitel 10: Aus der Gewissheit der Gefahr in die Ungewissheit des Exils
- 238** Kapitel 11: Zerstörte Hoffnungen
- 258** Kapitel 12: Positionen eines liberalen Journalisten
- Anhang
- 267** Teil 1: Leseproben
- I-XXXII** Teil 2: Bilder eines Lebens
- 291** Quellen und Literatur
- 295** Abbildungsverzeichnis
- 296** Personenregister



DER WEG ZUR ZEITUNG

In keinem europäischen Land gab es zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts eine größere Anzahl Zeitungen als im Deutschen Kaiserreich. Neben mehr als sechstausend kleinen und mittleren Publikationsorganen berichteten rund einhundert Massenblätter jeweils in einer Million Exemplaren und einige wenige berühmte Tageszeitungen wie die »Allgemeine Zeitung« aus Augsburg, die »Frankfurter Zeitung und Handelsblatt«, die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung«, die »Vossische Zeitung« oder das »Berliner Tageblatt« in bescheideneren Auflagen. Sie erreichten ihre Leser täglich in bis zu drei, mitunter in vier Ausgaben – morgens, mittags, abends – und zeitweise sogar in einer zusätzlichen, das Tagesgeschehen zusammenfassenden »Postausgabe«. Verglichen jedoch mit der französischen und britischen hauptstädtischen Presse verkauften die deutschen Verleger selbst in Berlin nur kleine Auflagen, denn die Stadt gehörte trotz ihres »fast beispiellosen« Aufstiegs in dem am 18. Januar 1871 gegründeten Reich preußischer Prägung zu den Metropolen geringeren Formats.

Unter den knapp zwei Millionen Berlinern mochten sich zwar nicht wenige in ihrer neuen Rolle wie Einwohner von London oder Paris fühlen, doch die beiden Konkurrentinnen zählten eine weit mehr als doppelt so große Bevölkerung, verfügten über Zentral- und U-Bahnen und hatten die Pferdebahnen von ihren Boulevards verbannt. Erst im zweiten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts kamen amerikanische Touristen auf den Ge-

danken, die Straße »Unter den Linden« mit den Champs Elysées zu vergleichen. Auf der britischen Insel baute man die Häuser bis zu zehn Geschosse hoch, und dort achtete kein Monarch peinlich darauf, dass die Untertanen seine Schlosskuppel nicht überboten. Das gesellschaftliche Leben geriet den Berlinern genauso wenig auffällig und inspirierend wie die Zeitungen um 1900, von denen selbst die größten etliche ihrer Seiten vorwiegend mit örtlichen und regionalen Meldungen füllten. Die Nachrichten in der Rubrik »Aus aller Welt« betrafen bis Mitte der achtziger Jahre zu zwei Dritteln Passkontrollen, Börsenstände, Staatsbesuche, spektakuläre Unfälle, Expeditionen in unerschlossene Territorien und natürlich kriegerische Ereignisse. Die Berichte aus Parlamenten und über politische Konflikte standen demgegenüber zurück.

Der Konkurrenzkampf auf dem Berliner Zeitungsmarkt verlief hart, heftig, turbulent und für viele Verleger ruinös, aber er wirkte – so erschien er den Lesern – lebendig, bunt, anregend und innovativ. Ein genauer Überblick ist schwer zu erhalten. Den Statistiken der Unternehmen jener Zeit sollte man nur ein begrenztes Vertrauen entgegenbringen, denn sie sind, ebenso wie die Angaben der Werbung treibenden Wirtschaft, von den jeweiligen Interessen beeinflusst. In den firmeneigenen Statistiken tauchten die Druckauflagen als verkaufte Bestände auf, um den Anzeigenpreis mit dem Hinweis auf die außerordentliche Verbreitung anheben zu können; die Anzeigen schaltende Industrie versuchte, mit niedrigen Zählergebnissen Rabatte zugebilligt zu bekommen. Nicht einmal die genaue Zahl der Publikationsorgane lässt sich heute noch feststellen, da es je nach Motivlage günstig war, Neben- und Teilausgaben selbständigen Redaktionen zuzuschreiben oder Verbreitungsgebiete zu konstruieren. Unabhängig allerdings von jeder Geschäftstüchtigkeit oder von interessenbedingten Manipulationen bestand damals eine objektive, also eine sachlich-inhaltlich begründete Schwierigkeit, genaue Zahlen anzugeben, weil die Abgrenzung zu Wochenblättern und Zeitschriften nicht immer befriedigend möglich war. Ihnen ähnelten viele Zeitungen, weil sie nur ein- oder zweimal wöchentlich oder sogar nur unregelmäßig entstanden. Durch diese Hinweise abgesichert, lässt sich sagen: an der Spree gab es um 1900 knapp tausend Blätter. Darunter fallen alle Zeitungen im Großraum Berlins und seiner Nachbarorte, denn zum gesetzlichen Zusammenschluss der acht Städte, 59 Landgemeinden und 27 Gutsbezirke zu einem »Groß-Berlin« kam es erst 1920. Das journalistische Geschehen in der bereits um 1900 modernsten deutschen Nachrichtenmetropole bestimmten die drei großen Unternehmerfamilien Mosse, Ullstein und Scherl.

Dieser neue Pressetyp konnte entstehen, weil die Papierpreise von 1870 bis 1900 bis auf ein Viertel gesunken, schnelle Setzmaschinen und der kostengünstige Rotationsdruck erfunden waren. Diese Umstände und die sogar auf dem Land deutlich verbesserten Verkehrsverhältnisse gestatteten es, in einer kürzeren Produktionszeit eine höhere Auflage als bisher zu drucken und zu verbreiten. Die Verlage drückten den Herstellungspreis zusätzlich durch umfangreiche Werbeseiten, eine intensive Anzeigenakquisition, auffällige Reklame, ungewöhnliche bis aggressive Werbemethoden und bislang unbekannte Koppelungsgeschäfte der unterschiedlichsten Art. In den Eisenbahnen lagen kostenlose Generalanzeiger-Zeitungen aus, in den Straßen erhielten die Passanten Frei-Abonnements, und in geschäftlicher Kooperation mit Versicherungsagenturen boten die Verleger Versicherungsabonnements an. Am stärksten beeindruckte die schnell und keinesfalls allein in den unteren Bevölkerungsschichten wachsende Leserschaft die Behauptung der Redaktionen, sie seien »unabhängig«, weil man allein »vaterländisch« denke und sich ausschließlich »nationalen Interessen« verpflichtet fühle. Den Anzeigenkunden versicherten sie gleichzeitig, sie seien neutral und »unpolitisch«, weil sie, anders als es in der traditionellen Gesinnungspresse geschehe, Distanz zu den Parteien hielten. Die direkte Abhängigkeit von Groß-Inserenten und die indirekte von den wirtschaftlichen und politischen Interessen einflussreicher Vertreter des rechten Parteienspektrums oder von konservativen Verbänden blieb bereits damals einem kritischeren Publikum zwar nicht verborgen, jedoch beeinträchtigte diese Erkenntnis die Geschäfte nicht.

Der Verleger August Hugo Friedrich Scherl (1849–1921) nutzte sowohl auf der publizistischen Ebene das Neue als auch auf der technischen. 1983 gründete er die offene Handelsgesellschaft »Heribert Kurth & Comp.« und seine erste Tageszeitung. Als erster deutscher Zeitungsverleger setzte er außerdem die Mitte der siebziger Jahre erfundene Linotype-Setzmaschine in der Kombination mit der schnell laufenden und wenig störungsanfälligen Rotationsmaschine ein. Seit 1885 erschien sein bislang nur wöchentlich gedruckter »Berliner Lokal-Anzeiger« täglich, nach vier Jahren sogar zweimal am Tag. 1895 brachte er seinen ersten Bestseller auf den Markt, das erste Berliner Adressbuch. Die Illustrierte »Die Woche«, die Tageszeitung »Der Tag« und der Erwerb weiterer Auflageriesen halfen Scherl bis 1905 seine Spitzenstellungen neben Ullstein und Mosse zu festigen.

Die Ullsteins gingen ihren eigenen, aber nicht weniger erfolgreichen Weg; er führte sie über den Papiergroßhandel in die Verlegerkarriere. Leopold Ullstein (1826–1899), Sohn eines Papiergroßhändlers aus Fürth, gründete 1848 in Berlin eine Papiergroßhandlung und 1877 die »Ullstein & Co.

OHG«, kaufte das »Neue Berliner Tageblatt«, wandelte es zur Abendzeitung »Deutsche Union« um und ließ diese nur ein Jahr später in der Tageszeitung »Berliner Zeitung« aufgehen. Dieses Blatt bildete die Grundlage eines Verlagshauses, das mit der »Berliner Abendpost« (1887), der BIZ, der »Berliner Illustrierten Zeitung« (1894), und besonders mit Gründung der »Berliner Morgenpost« (1898) zum größten Zeitungsverlag anwuchs. Allein die BIZ lieferte 1914 anderthalb Millionen Exemplare aus. Vertraute der Leser der Werbung dieser drei großen Verlagshäuser, dann ging man in Berlin, auf dem »Exerzierfeld und Labor der Moderne«, herrlichen Zeiten entgegen. Die Nachrichten wollten sie zukünftig noch schneller drucken und verbreiten, die Text- und auch die Bildberichterstattung ausweiten und das Korrespondentennetz noch stärker ausdehnen. In Berlin, ja im ganzen deutschen Sprachraum erzielte ein einziger Verleger in wenigen Jahren den größten Zugewinn. Es war der Cousin von Theodor Wolff, der ehemalige Buchhandlungsgehilfe Rudolf Mosse, dem es gelang, mit einem zweistelligen Millionen-Vermögen und mit einem zu versteuernden Einkommen von knapp drei Millionen Mark zum zweitreichsten Mann im Vorkriegsberlin aufzusteigen. Drei Rittergüter von weit über tausend Hektar im Osthavelnd (Dyrotz), im Kreis Teltow (Gallun) und im Kreis Königswusterhausen (Schenkendorf) kamen zu seinen Besitztümern ebenso hinzu wie sein prächtiges, reich mit Gemälden, Plastiken und edlem Mobiliar ausgestattetes Palais in der Stadt, das allein einen Wert von zweieinhalb Millionen Mark dargestellt haben soll – von den übrigen Villen und Gebäudekomplexen in Halensee oder am Kurfürstendamm zu schweigen.

Der »BT«-Redakteur und Theaterkritiker Hermann Sinsheimer (1884–1950) schildert ihn als »eine behäbige rundliche Erscheinung, zum Lebensgenuß nicht weniger als zur Arbeit begabt, ein Mann von Blick, Wille und Moral – verliebt ins Bauen in der Stadt und ins Bäuerliche auf dem Lande, der Kunst, wie er sie verstand, ergeben« (Paradies, 257). Gut Schenkendorf bevorzugte er gegenüber allen anderen Residenzen und Gütern wegen seiner weitläufigen Jagdgebiete. Dorthin sollte ihn der älteste Sohn Theodor Wolffs, Richard, in den Sommermonaten häufig begleiten und in den Stallungen und auf den Feldern seine Liebe zur Landwirtschaft entdecken. Dort sollte Rudolf Mosse siebenundsiebzigjährig auf einer der vormittäglichen Kutschfahrten ins Jagdrevier, gesund und nur ein wenig fröstelnd in der Augustsonne, sterben. Die Verbundenheit mit der Natur und die Leidenschaft zur Hege und Jagd waren im Alter noch weiter angewachsen. Das »Berliner Tageblatt« (9.8.1920) und der erste »Almanach« des Mosse-Buchverlags nach dem Tod des Firmenchefs unterlassen es deshalb nicht, sie auch öffentlich ausdrücklich hervorzuheben. Die anonymen Verfasser zeichnen im pathe-

tisch-schwelgenden Ton der Zeit und in dem Stil eines ausschließlich auf Verehrung und Lob des Verstorbenen gerichteten Nachrufs das Leben und Werk eines »königlichen Kaufmanns«. Er tritt uns als Mann von unerschütterlicher Zielbewusstheit, genialer Schöpferkraft, kaufmännischem Talent und Instinkt gegenüber; eine groß angelegte Natur, die dem Schicksal ihren Willen aufzwingen konnte, hart gegen sich selbst, rastlos, unermüdlich und fordernd – das Sentimentale und Weiche, von dem Theodor Wolff einmal sprechen sollte, hatte sein Revier offensichtlich außerhalb des Konzerns.

Dieser einflussreiche Herrscher über ein riesiges Handels- und Gewerbeunternehmen stammte aus einem kleinen Ort im Osten des Deutschen Reiches. Er wurde am 8. Mai 1843 in Grätz bei Wollstein, in der preußischen Provinz Posen als eines von vierzehn Kindern geboren. Der Vater Markus war Arzt (1808–1865), die Mutter, Ulrike Wolff (1813–1888), stammte aus einer Kaufmannsfamilie. Es sei hier bereits angemerkt, dass ihr Bruder Adolph der Vater Theodor Wolffs ist, so dass die oftmals falsch dargestellten verwandtschaftlichen Verhältnisse zwischen Rudolf Mosse und Theodor Wolff zweifelsfrei auf der Ebene von Cousins liegen, wenn auch der Altersunterschied von fünfundzwanzig Jahren etwas ungewöhnlich ist und wohl den Anlass für die Annahme gab, die beiden stünden in einem Onkel-Neffen-Verhältnis zueinander. Von Markus Mosses acht Söhnen sollte der drei Jahre später als Rudolf geborene Albert (1846–1925) gleichfalls ein berühmter Spross der großen Mosse-Familie werden, wenn man das intellektuelle Prestige dem ökonomischen nicht unterordnet, und ebenso der elf Jahre nach Rudolf geborene Emil (1845–1911), der es an dessen Seite zum mehrfachen Millionär bringen sollte.

Rudolf Mosses Aufstieg sollte auf anderen Pfaden noch etwas schneller und steiler vor sich gehen. Ihn zog, wie seine Brüder, das prosperierende Berlin an. Nahezu die Hälfte der städtischen Einwohnerschaft – um 1860 war es gut eine halbe Million – bestand aus zugewanderten Arbeitskräften; darunter waren 18.000 jüdische, also etwa vier Prozent, deren Anteil in nur einem Jahrzehnt auf sechs Prozent anwachsen sollte. Zu ihnen gehörten der älteste Bruder von Rudolf Mosse, Salomon (1837–1903), und der unmittelbar vor ihm geborene Theodor Mosse (1842–1916), beide Besitzer des Wäschegeschäftes »Gebrüder Mosse«, in das sie in den späteren sechziger Jahren auch noch den jüngeren Bruder Paul (1849–1920) aufnahmen. Rudolfs wirtschaftliche Biographie gründete sich auf eine Buchhändlerlehre in Posen, auf Erfahrungen in einer Verlagsbuchhandlung in Berlin und im Verlag Rudolf Wagner, der die 1848 von dem Komödiendichter David Kalisch (1820–1872) gegründete Zeitschrift »Kladderadatsch« herausgab (im folgenden: Kraus, 157–200). Diese versuchte, die politische Satire zu kultivieren

und deren Witzfiguren wie »der Zwickauer« oder »Karlchen Mießnik«. Als Zweiundzwanzigjähriger erweiterte Mosse seinen Horizont in der Position des Geschäftsführers der Zeitung »Der Telegraph« in Leipzig und als Annoncen-Akquisiteur für Ernst Keils (1816–1878) 1853 geschaffene auflagenmächtige, wegen ihrer Illustrationen beliebte belletristische Familienzeitschrift »Die Gartenlaube«. Auf seinen Reisen zu den einzelnen Kunden im ganzen deutschsprachigen Raum gewann er ebenso Selbstvertrauen wie durch die Ratschläge seines Vaters, der die Söhne in einer geschickten und wohl eindringlich wirkenden Mischung von liebevoller Fürsorge und patriarchalischer Strenge brieflich mahnte. Spätere Millionäre wie Rudolf könnten als Sechzehnjährige durch den Appell an den Familien- und Geschäftssinn in ihrem Tun entscheidend motiviert, durch gutbürgerliche Grundsätze bestimmt und durch die Auflage auf Erfolgskurs gebracht worden sein, sie hätten ein Buch anzulegen, in dem sie alle Einnahmen und Ausgaben »wie jede ordentliche Hausfrau« »ordnungsgemäß« führen sollten.

Rudolf konnte den Ansprüchen des Vaters genügen, benahm sich auch keinesfalls »dabey wie ein Esel«, sondern pachtete 1866 in toto den Anzeigenteil des »Kladderadatsch« und wagte es im Januar 1867, also mit vierundzwanzig Jahren, ein neuartiges Unternehmen, die »Zeitungs-Annoncen-Expedition Rudolf Mosse« in der Friedrichstraße 60 zu gründen. Das väterliche Tugend-Quartett »Eifer, Biederkeit, Solidität, Sparsamkeit« hat er hier und bis ins hohe Alter hinein beherzigt und um sein unternehmerisches Quintett ergänzt: Arbeit als Glück, Tatkraft, Marktkenntnis, Wagemut und Innovationsbereitschaft. Als sein Unternehmen 1892 das fünfundzwanzigjährige Jubiläum feierte, deutet Rudolf Mosse die Grundsätze bzw. Einsichten an, von denen er sich habe leiten lassen. Sie hätten sich vorrangig auf die Erkenntnis gegründet, dass zwar das Zeitungswesen in Deutschland längst eine bedeutende Rolle im Leben des Volkes spiele, das Anzeigenwesen jedoch geradezu noch in seinen Kinderschuhen stecke: »Das Lesebedürfnis war ein größeres geworden, ein jeder, auch der geringste Mann, griff zu seiner Belehrung nach einem Presserzeugnis. Es konnte daher dem aufmerksamen Beobachter, der die Zeichen der Zeit verstand, nicht entgehen, dass in der Publizistik noch ungehobene Schätze ruhten und es nur an dem rechten Mittler fehlte, diese Schätze der Allgemeinheit zuzuführen.« Diesen Motiven habe seine Zeitungsannoncen-Expedition ihre Entstehung verdankt. Der junge Mosse hatte also nicht im Sortimentsbuchhandel die Zukunft gesehen, sondern in der Presse. Ihren bis zu diesem Zeitpunkt unorganisierten Anzeigenmarkt begann er systematisch zu erschließen, indem er das »Institut« schuf, das sich der Beziehungen zwischen inserierungsbedürftigem Publikum und der Presse widmete und die Interessen auf diesem

Feld zum eigenen Gewinn nutzte. Sein originelles Geschäft bestand somit darin, den Anzeigenraum, mit dem er wirtschaften wollte, erst einmal als Ware zu produzieren. Wollte er reüssieren, musste er alles daran setzen, das Inserat von dem ihm anhaftenden Geruch des Unfeinen zu befreien. Zeitungen und Anzeigenvermittlung standen in seiner Vorstellung so eng nebeneinander und waren direkt aufeinander bezogen, dass die Blätter wie »Inseratenplantagen« erscheinen mussten. Dank seiner modernen Geschäftsprinzipien konnte er schnell außerordentliche Erfolge verbuchen: er arbeitete zügig, kostengünstig und mit einem wachen Sinn auch für den Bereich, den wir heute »PR« oder auch »Öffentlichkeitsarbeit« nennen. Auf zweihundert Ausstellungen und mit dem Mittel der damals noch unbekanntenen Gratiswerbung machte Mosse immer wieder nachhaltig in der Presse und auf der Straße auf sich aufmerksam. 1870 beschäftigte er 20 Angestellte, 1892 waren es schon 274, und 1917 arbeiteten 1375 in 512 Filialen. Das Netz spannte sich von Breslau (1871) über Basel (1914) bis Straßburg (1912). Die ersten großen Gewinne seiner Annoncen-Expedition investierte er in eine eigene Tageszeitung, in die Gründung des »Berliner Tageblatts«, weil er – wie es die oft nacherzählte Anekdote wissen will – eines Abends beim Skat zu seinem Bruder Emil bemerkt habe, er könne nicht einsehen, warum seine Firma immer nur für fremde Zeitungen Inserate sammeln solle.

1932 verfügte das Mosse-Haus neben fünfzehn inländischen über zwanzig ausländische selbständige Zweigniederlassungen. Inzwischen hatte sich der Markt in den vier Jahrzehnten der Prosperität nicht unwesentlich verändert. In den traditionsreichen Firmen von Gottfried Leonhard Daube (1842–1917) (»Insertions-Agentur«, Altona) und Ferdinand Haasenstein (1828–1901) (»Annoncen-Bureau«, Frankfurt am Main, bzw. »Haasenstein und Vogler OHG«) waren Mosse im Lauf der Jahre glänzend organisierte Konkurrenzunternehmen erwachsen. Programmatisch hieß es zu diesem Thema im Dezember 1871: »In einer Zeit, da die Augen der Welt auf Berlin gerichtet sind, treten wir mit dem »BT« vor die Öffentlichkeit. (...) Unser Ziel ist darauf gerichtet, nicht ein Localblatt mehr zu den übrigen zu schaffen, sondern im eigentlichen und echten, im vollen und schöpferischen Sinne des Wortes das Berliner Localblatt. (...) Das Material soll in weltstädtischem Sinne redigiert werden. Es muß das Bewußtsein uns beseelen: für die zivilisierte Welt schreibt, wer für Berlin schreibt!« Das »BT« erweckte nun den Eindruck, es wolle den Vielbeschäftigten auf allen Gebieten schnell orientieren und gleichzeitig auch Anforderungen und Wünschen des Lesers nachkommen, der mehr Zeit und Muße besaß.

Schon nach drei Jahren musste die expandierende Annoncen-Expedition in derselben Straße, in die Friedrichstraße 66 umziehen. 1871 kam eine ei-

gene Druckerei in der Neuen Friedrichstraße hinzu. Eine neue Entwicklungsphase begann 1874 mit der Übersiedlung des Verlags zu dem schon früher angekauften Haus Jerusalemstraße Nr. 48. 1882 dehnte sich der Verlag auf das Nebengrundstück Nr. 49 aus. Damit hielt das »Berliner Tageblatt« – es war längst zu einem führenden Handelsblatt aufgestiegen – seinen Einzug in das später im Zweiten Weltkrieg weithin zerstörte und heute nur noch partiell ähnlich genutzte Zeitungsviertel, in dessen Mittelpunkt die Kreuzung Leipziger Straße/Friedrichstraße liegt. Sogleich nach der Jahrhundertwende errichteten die Architekten Wilhelm Hubert Cremer (1845–1919) und Richard Wolffenstein (1846–1919) den bekannten, sich über acht Grundstücke im Bereich Jerusalemstraße 46/47 und Schützenstraße 20 bis 25 erstreckenden monumentalen Eckbau: ein eindrucksvolles Portal zog sich bis auf die volle Höhe der dritten Etage hinauf und bis zum Dachaufbau mit seinen Türmchen. Unten fand sich der Schriftzug »Rudolf Mosse«, oben »Berliner Tageblatt«. Dieses Gebiet war im Kaiserreich zugleich das Zentrum des Verkehrs; hier befanden sich die wichtigsten Regierungsgebäude, der Reichstag sowie das Herren- und Abgeordnetenhaus. In seiner Druckerei stellte Rudolf Mosse mit großem Erfolg Kochbücher her, Ratgeber aller Art, Jahrbücher, Almanache und Adressbücher, Zeitungskataloge und Fachzeitschriften, wie die »Gießerei-Zeitung« und die »Zeitschrift für Dampfkessel und Maschinenbetrieb«.

Mosse genoss bald den Ruf, mit seinen Nachschlagewerken zuverlässige und handliche Informationen über den »Weltmarkt der Presse« zu bieten. Mit dem »Deutschen Reichs-Adreßbuch für Industrie, Gewerbe und Handel« (D.R.A.) schlug Mosse einen neuen Weg ein. Er führte zum Werbeagentur-Unternehmen. 1884 nahm er den elf Jahre jüngeren Bruder Emil zum Teilhaber. Emil hatte als Kaufmann und Verlagsbuchhändler seit dem sechzehnten Lebensjahr in der Firma seines Bruders erfolgreich gearbeitet, die Entscheidung für den Bruder lässt sich also nachvollziehen. Doch bis heute ist unklar geblieben, weshalb Mosse sich von seinem vermögenden Schwager Emil Cohn (1832–1905) trennte, der seit 1871 die innerbetriebliche Organisation der Annoncen-Expedition geleitet hatte und als Teilhaber erfolgreich tätig gewesen war. Die Formeln »aus gesundheitlichen Gründen« sei die Trennung »im wechselseitigen Einvernehmen« erfolgt, befriedigen jedenfalls nicht. Gemeinsam erwarben Rudolf und Emil 1890 die »Allgemeine Zeitung des Judentums« und 1904 die »Berliner Volks-Zeitung«. Von ihren übrigen Publikationsorganen seien hier noch das »Deutsche Reichsblatt«, das Witzblatt »Ulke« – das »Compot« zum »BT«, wie in Berlin gewitzelt wurde – und die »Berliner Morgen-Zeitung« (1889) erwähnt. Diese Zeitung lag auf derselben politischen Linie wie das »BT«, war jedoch als

»Volksblatt« konzipiert und sollte als populäres Pendant »im besten Sinne des Wortes liberale Politik treiben, für Freiheit und Fortschritt auf politischem, wirtschaftlichem und konfessionellem Gebiete namhaft eintreten«. Rudolf Mosse gründete außerdem noch den »Snanje-Verlag«, der vornehmlich deutsch-russische Wörterbücher herstellte, den Spezial-Verlag »Esperanto« und richtete einen leistungsstarken Depeschendienst ein.

Diese Mosse-Blätter haben das »Berliner Tageblatt« schnell an Auflagenvolumen zu überbieten vermocht; kein Publikationsorgan erreichte dabei jedoch auch nur die Nähe des »BT«, wenn man die politische, wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung zu dem vorrangigen Kriterium erhebt. Ende der achtziger Jahre sollte das Blatt nicht mehr ausschließlich ein Organ des Mittelstandes, sondern das des »intellektuellen Bürgertums« geworden sein, das dem Ullstein-Blatt, der »Vossischen Zeitung«, heftig Konkurrenz machte. Zeitgenossen betonten übereinstimmend, dass die Erfolge Rudolf Mosse nicht berauscht und sein Wesen nicht verändert hätten. Ihm werden Willensstärke, die sich zur ehernen Hartnäckigkeit entwickeln konnte, und eine betonte Einfachheit zugeschrieben – er soll allem Überschwänglichen abgeneigt gewesen sein. Das Werk habe im Mittelpunkt seines Lebens gestanden. Wer ihn persönlich kannte, bewunderte seine unermüdliche Tätigkeit und seinen rastlosen Fleiß, die ihm keine Ruhepause gegönnt haben sollen. Er suchte nicht die Öffentlichkeit; das Angebot der »Freisinnigen«, 1889 für den Reichstag zu kandidieren, lehnte er ab, obwohl er dieser Partei nahe stand (Kraus, 469). Auf dem weit verbreiteten Gemälde von Franz Lenbach tritt uns ein Mann etwas untersetzter Statur mit buschigem Oberlippen- und Kinnbart entgegen, an dem scharf blickende Augen in einem ruhigen und freundlichen Gesicht auffallen.

Nicht erst anlässlich seines 70. Geburtstags stiftete er Hunderttausende, ja Millionen für Berlin: für öffentliche und soziale Aufgaben und Institutionen, für Notleidende inner- und außerhalb seiner Unternehmen sowie für Krankenhäuser, Vereine, Gesellschaften und Hilfsorganisationen der unterschiedlichsten Art. Bereits 1892 hatte er die Pensionskasse seiner Firma gegründet, die er so weit ausbaute, dass sie im Zeitungswesen seiner Zeit einzigartig sein sollte. Mosse unterstützte auch die »Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums«, das »Lehrlingsheim in Pankow« und die »Beamten- und Beamtenwitwenstiftung der jüdischen Reformgemeinde«. Auch die universitäre Wissenschaft profitierte von seinem großzügigen Mäzenatentum. Titel und Orden lehnte er ebenso wie die Nobilitierung ab; gern ließ er sich aber von der Berliner Kaufmannschaft in die Handelskammer entsenden, und wohl ähnlich geehrt fühlte er sich, als ihn die Philosophische Fakultät der Universität Heidelberg zu ihrem Ehrendoktor ernannte und die

Stadt eine Straße nach ihm benannte. Die Großzügigkeit des Mázens und die Feinheit seines Kunstgeschmacks dokumentierte gleichermaßen die Gemäldegalerie im »Palais Mosse« am Leipziger Platz. Noch heute besteht die Emilie-Rudolf-Mosse-Stiftung in Wilmersdorf, deren Gründungsziel es war, bedürftige Kinder aller Konfessionen aufzunehmen und ihnen ein dem Familienleben nachgebildetes Heim zu bieten. Ähnlich anspruchsvoll wirkte das von der Stiftung in Schmargendorf errichtete Erziehungsheim für Töchter gebildeter Stände. Mosses soziale Fürsorge und Wohltätigkeit waren bedeutend und außerordentlich groß, doch für das Bürgertum des späteren Kaiserreichs nicht ungewöhnlich. Es gehörte vielmehr konstitutiv zum wirtschaftlichen Erfolg hinzu, dass das gemeine Wohl durch karitative Einrichtungen, Stiftungen und sonstige finanzielle Zuwendungen gefördert wurde.

Über das Flaggschiff des Mosse-Verlags, das »Berliner Tageblatt«, war sich die Öffentlichkeit schnell einig: Die Zeitung galt als wirkungsvolles Instrument, ja als schlagkräftigste Waffe des deutschen Liberalismus. Das sei auch nicht verwunderlich, hieß es dazu, denn mit seinem ganzen Empfinden, seiner ganzen Denkweise habe Rudolf Mosse nirgends anders stehen können als in dem Lager des bürgerlichen Liberalismus. Wer heute über das eine oder andere Thema die Berichte im Wirtschafts-, Feuilleton- oder auch im Lokalteil nachliest, wird auf einem hohen Niveau informiert und wird über das Zeitbezogene, das längst nicht mehr Aktuelle der Kommentare und Reportagen hinwegsehen. Der Leser dürfte zum Politikressort verführt werden, da dort die Auseinandersetzungen um Reformen, Parlamentarismus, Sozialisierung, Demokratie und Abwehr von Unfreiheit in zeitloser Frische geführt werden. Die Geschichte dieses Blattes ist noch zu entdecken, den Beitrag einer Tageszeitung zu Literatur und Kunst und zum politischen Leben einer Gesellschaft.

Das glanzvolle Kapitel »Berliner Tageblatt« begann 1871 leuchtend, mit einem Feuerwerk an Ideen, aber es entwickelte sich zuerst keineswegs strahlend. Von der damals richtigen Erkenntnis ausgehend, dass es Berlin an einem ausgesprochenen Lokalblatt fehle, dass dieser Mangel mit der Entwicklung der frisch gekürten Reichshauptstadt im öffentlichen Bewusstsein eher noch stärker hervortreten werde und dass es nicht völlig abwegig sein könne, ein in Wien erfolgreich verlaufenes Konzept auf Berlin zu übertragen, plante Rudolf Mosse seine Tageszeitung. An der Jahreswende 1871/72 erschien die erste Ausgabe. In kleinstädtischer Lage, in einem bescheidenen einstöckigen Gebäude mit sechs Fenstern an der Frontseite, residierte die Redaktion in der Neuen Friedrichstraße. Das Berliner Publikum erhielt »seine« Zeitung, sein auch bewusst so benanntes Tageblatt, und die Schrift-

leitungen der übrigen Berliner Blätter einen munter auftretenden Konkurrenten aus potentem Haus. Die traditionsreiche und ehrwürdige »Vossische Zeitung« – die »Tante Voß« führte sich als die älteste Zeitung an der Spree auf das Jahr 1721 zurück – sah über den Neuling erst einmal hinweg und die »Haude-Spenersche Zeitung«, die in jeder Nummer ihre staatstragende Rolle und als eine dem preußischen Hof nahestehende Stimme gar nicht zu verbergen suchte, glaubte sich ihrer Abonnenten sicher. Die Zeitung startete mit einem klaren publizistischen Auftrag – lokaler Bezug, belletristisch orientiert – und mit einem darauf eng bezogenen unternehmerischen Kalkül, die beide in wenigen Jahren modifiziert und schließlich stillschweigend aufgegeben wurden. Es waren Veränderungen, die von sachlichem Weit-sinn, Originalität, Publikumsorientierung und auch von einem unternehmerischen Wagemut zeugten, von denen ein Quantum heute in Berlin wieder nutzbringend wirken könnte.

Der erste Leiter, Carl Adolph Streckfuß (1823–1895), garantierte dem »BT« diesen in den heutigen Ohren vielleicht etwas bieder anmutenden Kurs, war aber eine interessantere Figur und ein geschickterer Journalist und Organisator als zumeist dargestellt. Ihm gelang es 1875, als sein leitender Redakteur, Rudolf Menger (1824–1896), zusammen mit weiteren Redakteuren das »BT« verließ, um ein »Neues Berliner Tagblatt« zu gründen, die innere Situation schnell zu konsolidieren und der Konkurrenz zusammen mit seinem neuen Chefredakteur Ludwig Behrendt (1834–1893), einem klassischen Philologen, die Leser so weit zu entziehen, dass die Abtrünnigen bereits nach anderthalb Jahren resignierten.

Tout-Berlin las damals den »neuen Streckfuß«, den 1870 erschienen Roman »Der tolle Hans«. Mosses erster Mann an der Spitze seines Blattes war also keineswegs bieder und »unpolitisch«. Streckfuß trat für das allgemeine und gleiche Wahlrecht in Preußen ein und für Bismarcks patriotisch-liberal getönte Innen- und Außenpolitik der ersten Jahre. Das Publikum akzeptierte den Kurs seines Blattes; die Auflage stieg rasch von den 3.000 Erstabonnenten auf 10.000 verkaufte Exemplare im Gründungsjahr auf knapp 75.000 im Jahr 1878. Bis 1900 war dies der Kulminationspunkt. Höher reichten die Verkaufszahlen nicht hinauf, denn in jenem Jahr der Wende von 1878 beendete der Reichskanzler seine Zusammenarbeit mit den Liberalen, begann die Krise des Liberalismus und seiner Parteien, und sanken die Verkaufszahlen des »Berliner Tageblatts« bis auf 55.000 im Jahr 1895 ab. Mosse vermochte den drastischen Rückgang auch nicht mit einem Wechsel in der Leitung aufzuhalten.

1880/81 ersetzte er den 57-jährigen Streckfuß durch Arthur Levysohn (1841–1908), der erst 1876 Mitarbeiter des »BT« geworden war, nachdem ihn

die österreichisch-ungarische Regierung wegen »destruktiver Tendenzen seiner Correspondenzen« ausgewiesen hatte. Mit Arthur Levysohn hat sich Rudolf Mosse wiederum für eine eigenständige politische Person entschieden. Als Sohn des Verlegers Wilhelm (eigentlich Wolf) Levysohn (1815–1871) aus Grünberg in Schlesien war Arthur in intellektuell anregenden Familienverhältnissen aufgewachsen. Rudolf Mosse hatte Geduld und Vertrauen in die Talente dieses Mannes und das erforderliche Kapital, um Levysohn zwei Jahrzehnte Zeit zu geben, die Auflage aus dem Tief herauszuholen. Der Weg verlief wirtschaftlich mühsam und journalistisch weithin wenig spektakulär. Mit der Neubesetzung der »BT«-Leitung wurde offensichtlich sogleich die erste Umstrukturierung vorgenommen – Levysohn nannte sich von nun an Chefredakteur –, der weitere einschneidende Maßnahmen folgten. Das »BT« baute sein Korrespondentennetz systematisch aus, wurde 1886 zur »Handelszeitung« erweitert, und zusätzlich zu der seit 1874 bestehenden Beilage »Ulk« erschienen seit 1878 die Beiblätter »Haus-Hof-Garten«, die »Technische Rundschau« (1895), »Der Zeitgeist« und »Die deutsche Lesehalle« (1902). Levysohn verstärkte und pflegte bewusst die Rubrik »Politische Wochenschau«. Scharfsinnig und kritisch, aber auch leicht gravitatisch analysierte er dort vorrangig die internationale Politik, die diplomatischen Beziehungen und die weltpolitischen Handels- und Wirtschaftsinteressen.

Das »BT« erhielt insgesamt klarere politische Konturen und verschaffte seinen Lesern eine über die Berliner Lokalpolitik deutlich hinausreichenden Perspektiven. Doch alle Anstrengungen führten nicht sogleich zu dem erhofften Anstieg der Gunst im Publikum. Erst mit der Jahrhundertwende bewegten sich die Zahlen langsam nach oben: von 68.000 auf 106.000 im Vorjahr der Ablösung Levysohns durch Theodor Wolff (1906), der das Blatt in nur einem Jahrzehnt auf eine Viertelmillion-Auflage katapultierte. In der Redaktion gab es unter Levysohn einige personelle Glanzlichter, denn er nutzte das Feuilleton des »BT« und das »Deutsche Montagsblatt« – aus ihm entstand später die Montagsausgabe des »BT« mit dem »Zeitgeist« – für die Vorstellung junger Talente und moderner Literatur. In ihrem Nachruf zum Tode von Levysohn zeichnete die Redaktion ein von Achtung und Zuneigung bestimmtes anschauliches journalistisches Porträt (12.4.1908). Das »Berliner Tageblatt« stand in jenen Monaten gut, aber nicht blendend auf dem Zeitungsmarkt da. Mosse hatte zwar gut zwei Jahre zuvor mit seinem riesigen Verlags-Neubau architektonisch, technisch und redaktionell neue Grundlagen geschaffen, 1902 mit der »Zeitschrift für Dampfkessel und Maschinenbetrieb« und 1904 mit der »Gießerei-Zeitung« in erfolversprechenden Industriebereichen verlegerisch expandieren können, doch Scherls jüngstes Erfolgsblatt, der illustrierte »Tag«, war in aller Munde. Dem »Berli-

ner Lokal-Anzeiger« hatte er 1889 mit der »Berliner Morgen-Zeitung« Paroli bieten können – 1900 mit einer Auflage von 150.000 Exemplaren –, doch jetzt war es geboten, auf die günstigen finanziellen und personellen Ressourcen im Haus zurückzugreifen und den Anlass, die nötige Veränderung an der Spitze des »BT«, zu einer Offensive mit seinem politisch und journalistisch ambitionierten Blatt zu nutzen. Außerdem vermochte er zu diesem Zeitpunkt seinen dem Berliner Publikum noch in guter Erinnerung haftenden journalistischen Coup zu verstärken. Erst 1904 hatte er die Methode von 1889 kopiert und die »Berliner Volks-Zeitung« seinem Schwager Emil Cohn (1832–1905) abgekauft, der mit Leonore Mosse (1841–1909) verheiratet war, der zwei Jahre älteren Schwester Rudolf Mosses. Seit 1871 hatte Cohn Mosses Unternehmen intern effizient organisiert und die finanziellen und rechtlichen Verhältnisse vorzüglich geordnet. 1884 zog Cohn sich für drei Jahre aus dem Geschäft zurück, um dann 1887 die »Berliner Volks-Zeitung« zu erwerben, die als »Urwähler-Zeitung« ein journalistisches Gewächs der Revolution von 1848/49 war und von linken Publizisten wie Aaron David Bernstein (1812–1884), dem Barrikadenkämpfer, geprägt worden war. Cohn vervielfältigte die Auflage, und Mosse erhöhte durch den Kauf des Blattes nicht nur sein Renommee, sondern verstärkte seine publizistische Präsenz in der unteren Mittelschicht und in den gehobenen Unterschichten.

Die Dokumente sagen nichts darüber aus, ob Rudolf Mosse seinem Vetter Theodor Wolff die Rolle des »Kronprinzen« im »BT« zugeordnet hatte oder bereits länger plante, den kränkelnden Levysohn zu ersetzen. Ebenso wenig wissen wir, in welcher Person innerhalb oder außerhalb des Konzerns Theodor Wolff einen Konkurrenten gehabt haben könnte. Theodor Wolff erhielt jedenfalls von Rudolf Mosse als einziger die Anfrage, ob er die Leitung des Blattes zu übernehmen bereit sei. Die Antwort ließ etwas auf sich warten. Der Angesprochene sah seinen zukünftigen Arbeitsplatz in Berlin nicht in ähnlich leuchtenden Farben vor Augen wie seinen derzeitigen Aufenthaltsort, die Metropole Paris. Zahlreiche und intensive Freundschaften mit Künstlern und Literaten bestimmten sein Leben an der Seine, und kulturelle Anregungen gingen von der weltoffeneren und lebendigeren der beiden Städte in einem so hohen Maß aus, dass er seine Entscheidung trotz aller Sympathie für die Offerte seines Cousins nicht umgehend zu finden vermochte. Welche Rolle schrieb ihm Rudolf Mosses journalistischer Generalplan zu, wie gestaltete er sie, und zu welchen Ergebnissen führte die Zusammenarbeit der beiden?

Am 2. August 1868 wurde Theodor Wolff in Berlin am Dönhoffplatz geboren. Er zählte 1889 zu den Mitbegründern des Theatervereins »Freie Bühne«, berichtete um die Jahrhundertwende zwölf Jahre lang aus Frank-

reich als Korrespondent des »Berliner Tageblatts«, dessen Redaktion er nach 1906 leitete, und gründete 1918 die »Deutsche Demokratische Partei«. Aus den Emigrantenblättern und Nachrufen war zu erfahren, dass Theodor Wolff Ende Februar 1933 Deutschland verlassen musste, im Exil lebte und in nationalsozialistischem Gewahrsam am 23. September 1943 starb. Gelegentlich verwiesen die Chronisten auch auf sein Œuvre – zumeist unvollständig.

Bevor wir auf die Familie und die ersten Stationen des Lebenswegs blicken, ist es nützlich, die Quellen und das uns Überlieferte etwas genauer und kritisch anzusehen. Theodor Wolff war ein Mann des Buches und der Feder. Trotz seiner anspruchsvollen Tätigkeit und der politischen Aktivitäten nahm er sich stets die Zeit zum Lesen und Schreiben. Bereits der Vierzehnjährige schrieb und dichtete auch in der Absicht, das Theaterstück oder kleine Druckwerk der Nachwelt zu überlassen. Die Erstlinge des Siebzehnjährigen, wie die Posse »Doktor Blau« oder das Drama »Der Märchenerzähler«, wussten bei ihren Aufführungen in der Familie zu gefallen, sind aber leider ebenso wenig erhalten wie die allermeisten der frühen Gedichte. Die im Nachlass aufbewahrte Jugend-Lyrik eignet sich mit ihrer Neigung zum Schwulst, zur Rührseligkeit, pubertären großen Geste oder zur Verzweiflungstat eher zur Parodie als dazu, sie heute einer Öffentlichkeit vorzulegen oder sie auf objektive Spuren des späteren schriftstellerischen Talents hin zu sichten. Auf ein weiteres Motiv für die gebotene Zurückhaltung verwies Theodor Wolff selbst, als er einmal seine späteren Kritiker halb ironisch, halb ernsthaft warnte, die literarischen Früchte, die in seinem Tal der Jugend reiften, nicht leichthin »von der Höhe des Schneeberges herab« zu belächeln, denn es könne dabei oft, ohne dass man es sich eingestehe, eine »neidische Sehnsucht« mitwirken. Die journalistischen und publizistischen Arbeiten aus allen Lebensabschnitten finden wir in den Bibliotheken. Man sollte ein »noch« hinzufügen, denn das säurehaltige und holzreiche Papier zerbröselte, auch ohne dass es angefasst wird, langsam, aber unaufhaltsam vor sich hin. Die Sicherheitsverfilmung bewahrt die Bestände zwar vor ihrer Auflösung, doch verliert sich damit für den Benutzer auch die Aura des Historischen und Authentischen.

Im »Berliner Tageblatt« konnten als eine frühe Spur journalistischen Wirkens achtzehn Zeilen einer Rezension zu zwei Büchern notiert werden. Sie sollen als charakteristisches Zeugnis aus der Flut des Anfangs zitiert werden, obwohl ihre mäßige Qualität nicht die vollständige Wiedergabe rechtfertigt. Der Artikel ist nicht mehr als eine journalistische Initialzündung, die weitaus Besseres erst in Gang gesetzt hat. Er ist also ein Unikum und sollte als Beleg dienen für die literarische Keckheit, den überheblichen Gestus eines zu wissen meinenden Jugendlings, der aus selbst erhöhter Position

und im Namen des Zeitung lesenden Volkes souverän urteilt, jovial mahnt und abklärt rät. Theodor Wolff verschafft sich zusätzlich den höheren Anschein der Kompetenz und Professionalität, indem er sich hierfür schon der beeindruckenden formalen journalistischen Insignien, der Sigle »T. W.« bedient, die einen anscheinend festen Ort in der Redaktion markiert, die selbstbewusste Sicherheit der Konvention gegenüber den Attackierten zeigt und signalisiert, einen Anspruch auf Gehör beim Publikum zu besitzen (BT 5.12.1887):

»T. W. Die epische Dichtkunst steht beim Publikum gerade nicht in hoher Gunst. Daran tragen vielleicht die epischen Dichter die meiste Schuld, die epische ›Breite‹ hat bei ihnen für gewöhnlich schier unheimliche Ausdehnung. Wenn heutzutage Jemand recht viel Ueberflüssiges auf Lager hat, klingende Reime, abgestandene Bilder, Naturschilderungen mit Nachtigallengesang und andern nothwendigen Requisiten, so erfindet er rasch eine sogenannte ›Handlung‹ dazu und bäckt dann aus dem Ganzen ein ›Epos‹. Das will sich das Publikum natürlich auf die Dauer nicht gefallen lassen. Genug des Ueberflüssigen ist auch in dem ›Epischen Bilderbuch‹ von G. H. Schneideck (H. Dabis, Jena) zu finden, aber daneben doch auch so viel Spuren von Talent und dichterischer Begabung, daß man dem Verfasser wohl rathen möchte, einmal sein Können übersichtlicher und in leichter Form dem Leser vorzutischen, als er es hier gethan. Aehnliches läßt sich von der umfangreichen epischen Dichtung ›Aus großer Zeit. Der Krieg gegen Frankreich 1870–71‹ sagen, die bei H. Laupp in Tübingen bereits in 2. Auflage erschienen ist. Auch hier ist die große Begabung des Verfassers unverkennbar.«

Die Fülle der überlieferten Zeitungs- und Zeitschriftenartikel gestattet es, die nach außen gewandte Seite des Denkens und Schreibens von Theodor Wolff zu erfassen und von dort auf die geistigen Wurzeln seiner Beschreibungen, Berichte und Forderungen zu schließen, seine Motive und Ziele zu erforschen und zu interpretieren. Seine Ehefrau und seine drei Kinder überlebten die Shoa, die Entbehrungen der Flucht aus Deutschland nach Österreich, in die Schweiz und ins Exil in Südfrankreich und in die USA, wohin der älteste Sohn rechtzeitig ausgewandert war. Doch über das Publierte hinaus markieren lediglich einzelne schriftliche und besonders wertvolle diaristische Zeugnisse die persönliche Seite, erhellen das publizistische Werk und liefern – wie die Reste der Korrespondenz und die autobiographischen Manuskripte aus dem Exil – Aufschlüsse über die ersten beiden Jahrzehnte des Lebens von Theodor Wolff. Diese späteren Erinnerungen stellen die frühen Jahre jedoch nicht vollständig dar und sind ein wenig von der Abgewogenheit und Distanz des Alters bestimmt; am stärksten sind sie jedoch von der subjektiven Situation des Emigranten geprägt.

Der Vater Adolph Wolff (1819–1893) war eines der vier Kinder des um 1800 in der Gegend von Grünberg in Schlesien lebenden Schnapsfabrikanten Gabriel Wolff, über dessen Biographie nicht in den Archiven und auch nicht vor Ort, im heutigen Polen, etwas Näheres herauszufinden war. Adolph Wolff wurde 1836 Schwager von Marcus Mosse (1808–1865), als seine minderjährige, weil noch nicht 24 Jahre alte Schwester Ulrike (1813–1888) Marcus heiratete. An verschiedenen Stellen berichtet Theodor Wolff über seine Familie, jedoch in seinem Manuskript »La Terrasse« genau und am vollständigsten. »Mein Vater war als junger Mann aus Schlesien gekommen, aus der Gegend von Grünberg, wo der sauerste Wein wächst, und wo mein Großvater, der solche wenig respektierten Weinberge besaß, eine offenbar einträgliche Schnapsfabrikation betrieb. Die Firma, die mein Vater in Berlin gründete, verkaufte »en gros« die geblühten Kattune, die damals bei den Berlinerinnen sehr beliebt waren, offenbar ein Nachklang der Mode aus der sogenannten Biedermeierzeit. Er war mittelgroß, schlank, hatte volles kastanienbraunes Haar und einen kleinen Backenbart, wie unter Wilhelm I. die meisten Bürger – die österreichischen Franz-Joseph-Backenbärte waren länger – und er trug immer schwarze Anzüge, einen sorgfältig gebügelten Zylinderhut und duldete, bis zu seiner Krankheit, sehr penibel und korrekt auch in seinem Äußeren, kein Stäubchen auf seinem Rock. Noch weniger gab es auf seiner Rechtschaffenheit auch nur den kleinsten Staubfleck, alles musste bis auf den letzten Pfennig stimmen, seine schöne, klare und kräftige Handschrift war der graphische Ausdruck dieser kaufmännischen Solidität. So lange seine Gesundheit es ihm erlaubte, pflegte er am Nachmittag eine Stunde in seinem Club zu verbringen, aber er war nur ein Zuschauer am Spieltisch, er selber rührte keine Karte an. Sein religiöses Empfinden hielt sich nicht an rituelle Vorschriften, aber an den höchsten Feiertagen nahm er in der Synagoge seinen gemieteten Sitz ein und er fastete am Versöhnungstag. (...) Als mein Vater an einem quälenden Nervenleiden erkrankte und sich aus dem Geschäft zurückzog, besaß er zwar nicht blendende Reichtümer, aber er war mit einem durch Fleiß und Sparsamkeit erworbenen Vermögen ein wohlhabender Mann. In dem großen Aktienkrach, der auf die Gründerperiode, auf den neuberlinischen Bauschwindel folgte, verlor er einen zu vertrauensvoll angelegten Teil seines Geldes, und es machte mir einen tiefen Eindruck, daß ich ihn bei dem Empfang der Unglücksnachricht weinen sah. Vergeblich suchte mein Vater in allen Badeorten Heilung von seinem Leiden, und auch all die vielen Ärzte, die Konsultationen, hatten keinen Erfolg. Er starb, 75 Jahre alt, zermürbt von dieser Krankheit, deren Bisse und Stiche ihn bisweilen zwangen, laut aufzuschreien. (...)

Wenn ich von meinem Vater ein Pflichtgefühl geerbt habe, das freilich erst nach den Schuljahren erwachte, so ist sehr wahrscheinlich von meiner Mutter mancherlei anderes auf mich übergegangen. Sie war die Tochter eines hervorragenden Arztes in Danzig, der als wissenschaftliche Kapazität und als Mensch von außerordentlicher Verehrung und Liebe umgeben war. Ich habe ihn nicht mehr gekannt, aber in seinem »Stammbuch« – damals schrieben sich in solche Stammbücher die Herzen poetisch oder in Prosa ein – sah ich, daß viele große Mediziner und zahlreiche demokratische und liberale Politiker der Generation von 1848 ihn als Freund und Gesinnungsgenossen grüßten (...) Wenn man von seiner Mutter sagt, daß sie eine wundervolle Frau war, so ist das nur eine abgedroschene Gebetsformel an Gräbern, denn ist nicht im Gedächtnis ihrer Kinder fast jede Mutter die beste und jede wundervoll? Hohle Schaupuppen, Amüsierweiber, die keine Häuslichkeit kennen, natürlich ausgenommen. Ich rühme unsere Mutter nicht mit den Worten aus dem Lexikon der Liebe, das arm und durch den Gebrauch schäbig geworden ist. Es gibt Schätze, die man entwertet findet, wenn man sie zeigt. Alles läßt mich annehmen, daß meine Mutter als Mädchen in Danzig mit jungen Menschen verkehrte, die wie sie selbst ein reges Interesse für Poesie hatten, und genau weiß ich, daß sie mit dem Dichter Johannes Trojan befreundet war, der in Deutschland sehr populär wurde und die Frauen und den Wein besang.«

Das älteste der vier Kinder des Adolph Wolff und seiner Frau Recha, der Tochter des Danziger Arztes Dr. Davidsohn, war Käthe (1866–1941, in London), jünger als Theodor waren Martha (1871–1942, im Konzentrationslager Theresienstadt ermordet) und Fritz (1876–1940, in Paris). Mit der vierjährigen Käthe und dem zweijährigen Theodor zogen die Eltern in Berlin um, vom Dönhoffplatz an den Matthäikirchplatz und damit in eines der prächtigen Eckgebäude an der Einmündung zur Margaretenstraße. Von der Stätte seiner Geburt weiß Theodor Wolff zu erzählen, dass sie vornehm lag, sich in der Nähe des »Hôtel de Russie« und des Konzerthauses Bilsbecker Platz befand, in das stolze Mütter ihre Töchter und Söhne heiratsfähigen Alters führten, um bei Musik, Kaffee und Kuchen »die zur Verlobung reifen Herzen einander näher zu bringen«. Das neue Wohnhaus im Westen der Stadt imponierte dem jungen Theodor Wolff wegen seiner großen Erker und der idyllischen Umgebung, doch wenig später konnte sich der Vater den Kauf eines Eigentums in der Potsdamer Straße leisten. Es lag unfern der Potsdamer Brücke, von deren hellen Lichtern aus der Blick in der Dämmerung am Kanal entlang bis zum Zoologischen Garten reichte, dabei die Kähne unter den sich im Abendwind wiegenden hohen Bäumen streifte, die, von ihrer Last schwer ins Wasser getaucht, dunkel ruhten.

Zum damals geruhsamen Bild der Potsdamerstraße gehörten während der Schulzeit Theodor Wolffs nicht die rasselnden Wagen der Tram, sondern noch die verhalten trabenden Pferdebahnen, große Cafégärten, in denen die Repräsentationslust ausreichend Raum erhielt, und intimere, in denen eher die Schmeichelei und das Bonmot das galante Verhalten zwischen den Geschlechtern begleiteten und die Plauderei bestimmten. Die Spazierritte der Hautevolee über die Wege des Tiergartens gaben dem Großstadtbild außen die Farbe, die bunte Fülle der täglichen Einladungen zum Frühstück oder Tee, zum vornehmen Diner oder zur opulenten Soiree schmückte das Innenleben der Salons. Die exklusiven Großstadtwillen lagen hinter alten Baumbeständen, und auch das reiche Bürgerhaus darf man sich für jene Zeit nie ohne Vorgärten und immer ohne Geschäftsläden denken. Theodor Wolffs Rückblicke auf diese Jahre und seine Erinnerungen an das Königliche Wilhelms-Gymnasium zu Berlin sind von der Klarheit, die keinen Zweifel daran lässt, mit welcher Freude er die Zeit in der »Anstalt« verbrüht hat, weshalb das schulische Engagement vor dem Abitur erkaltete und weshalb er und sein Bruder die einzelnen »Stufen der Gelehrsamkeit« eher bedächtig hinaufkletterten.

Theodor Wolff erinnert die im Verlauf der Schuljahre sich nicht verbessernden Zeugnisnoten Jahrzehnte später noch mit gemischten Gefühlen. Die Zeugnisse sind erhalten und erbringen für den Fünfzehnjährigen mit der Rangordnung 20 von 49 einen der Mittelplätze in der Klasse. Es soll hier nicht der verbreiteten Neigung nachgegeben werden, aus frühen Lebensdokumenten herausragender Persönlichkeiten direkte Beziehungen zu ihren späteren Fähigkeiten oder sogar Folgerungen auf die Substanz ihres Talents abzuleiten. Es überrascht aber doch, in keinem Fach ein klares »gut« zu finden, im Französischen sogar lediglich ein »notdürftig genügend« lesen zu müssen – die gleiche Note in der Mathematik nimmt man vielleicht leichter hin – und im Fach Deutsch ein scharfes »mittelmäßig« lediglich durch den Hoffnung stiftenden Zusatz »z. T. besser« gemildert zu sehen. Da dem Schüler des 21. Jahrhunderts die Skala der Wilhelminischen »Censurprädicate« nicht vertraut sein dürfte, sei sie zur Orientierung und gleichzeitig zur doppelten Verwunderung genannt, denn demnach ist diese Note nicht nur mäßig, sondern sogar die zweitschlechteste: »genügend«, »gut« und »sehr gut« stehen ihr voran; »ungenügend« schließt den Notenreigen nach unten ab. Entsprechend dem negativen Gesamturteil monierte der Deutschlehrer scharf und häufig in den Aufsätzen über Themen der Art »Wie schildert Homer leblose Gegenstände?«, über Shakespeares Dramen, zu Lessing oder Schiller »eine gewisse Oberflächlichkeit in der Betrachtung«, wies er auf einerseits »empfindliche Mängel« in der Sprache hin, rügte an anderer

Stelle die fehlende »durchgreifende, wohl durchdachte u. recht ersichtliche Disposition«, ließ sich mehrmals und wiederholt zu der mit einem Ausrufezeichen verstärkten Marginalie »Feuilleton-Kitzel« verleiten, konnte ein andermal keinen befriedigenden Schluss entdecken oder meinte sogar »der Schluß schweift ab und ist durchaus mangelhaft«. Wenn auch in jenen Jahren bei den biedereren Magistern Theodor Wolffs Sprachkunstwerke nicht positiv zu wirken vermochten, so ließ er sich durch ihre Rügen in seiner privaten Schriftstellerei nicht beirren, gründete vielmehr mit einigen Schülern des Französischen Gymnasiums den »Verein Kalliope«, publizierte mit ihnen und einem miserablen Kopierapparat in mühsamen manuellen und intellektuellen Arbeitsgängen eine handschriftliche Zeitung, die »Annalen« der Muse der erzählenden Dichtkunst. Es wurde dabei nicht vergessen, der publizistischen Form und dem Recht zu genügen und den Hinweis auf den verantwortlichen Redakteur Theodor Wolff hinzuzusetzen. Die Zeitungsspielerei bekam ihren ernsthaften Anstrich.

In jenen Tagen genoss es Theodor Wolff, dass sein Theaterstück »Der Märchenerzähler« auf der Bühne eines Ball-Lokals in der Kommandantenstraße erfolgreich aufgeführt wurde. »Ein zahlreiches Publikum spendete freigebig Beifall, und am Schluß überreichte mir die Darstellerin der weiblichen Hauptrolle einen Lorbeerkranz. Sie war sehr hübsch und hatte schon damals eine Bubifrisur, oder, wie man das nannte, einen Tituskopf«, schrieb er rückblickend nicht ohne den Stolz nieder, der immer durch die Worte der Erinnerung klingt, wenn sie etwas zu üppig für das kleine Ereignis am Rande ausfallen. Berechtigter ist die Hervorhebung der »Ersten Waffengänge«, der »Monatszeitschrift der deutschen Jugend«, die ein Lokalblatt-Verlag 1886 – es sollte Theodor Wolffs letztes Schuljahr sein – alle vier Wochen im Umfang von vier Seiten im DIN A4-Format druckte, für 30 Pfennige einzeln und für vierteljährlich 75 Pfennige im Abonnement frei Haus vertrieb. Das zweite Quartal konnte jedoch nicht mehr ausgeliefert und abgerechnet werden, obwohl die Verehrerinnen der Herren an den Mädchenschulen eifrig abonniert hatten.

Zu dem entlehnten Titel soll einer der einflussreichsten Theaterkritiker der Zeit, Paul Lindau (1839–1919), geraten haben. Hier wollte sich eine Gruppe von Schulfreunden ernsthaft, in origineller Gestalt früh einen Namen machen. Sie wählten in der Titelgebung bewusst die Nähe zu den von den Gebrüdern Heinrich (1855–1906) und Julius Hart (1859–1930) von 1882 bis 1884 herausgegebenen »Kritischen Waffengängen«, weil sie sich ebenfalls dem großen Programm verbunden sahen, dem Naturalismus den Weg zu bahnen. Theodor Wolff sollte ihnen drei Jahre später begegnen und mit ihnen an dem ehrgeizigen Vorhaben weiter arbeiten. Nur drei der Mitautoren

der »Ersten Waffengänge« hinterließen Spuren, denn wer kennt die Schüler und Studenten Ernst Baeker, Paul Bornstein, Emmerich Dorn, Hans Dornbusch, Kurt Falk, Max Kauffmann, Martin Vogel oder Max Wessel? Theodor Wolff hatte später keine klaren Erinnerungen mehr an sie. Dagegen erwähnt er Felix Hollaender (1867–1931) und Max Osborn (1870–1946), die Schriftsteller und Kritiker, die es zu Ruhm und Ehre brachten, der ältere als Mitbegründer der Zeitung »Welt am Montag«, als Leiter der drei Reinhardt-Bühnen von 1920–1924 und als Kritiker im »8 Uhr-Abendblatt«, der jüngere als Kritiker in der »Vossischen Zeitung« von 1914 bis 1933. Der spätere Philosoph, Psychologe und Mediziner Max Dessoir (1867–1947) ist der dritte der bekannt gewordenen Autoren. Theodor Wolff nennt ihn, den doppelt promovierten und für Philosophie habilitierten, seinen »Privatlehrer«. Hier klingt der Wunsch stärker durch als die historische Tatsache, denn geistige Einflüsse oder Anregungen durch den hoch gebildeten Jugendfreund lassen sich nicht erkennen. Dessoir sollte siebenunddreißig Jahre lang, bis zur Machtübergabe an die Nationalsozialisten, in Berlin eine Professur für Philosophie und Ästhetik wahrnehmen und sich intensiv mit dem Grenzgebiet zwischen Psychologie und Physiologie sowie mit der »Parapsychologie« – er prägte den Begriff – befassen. Zu Dessoirs 60. Geburtstag schenkte Theodor Wolff ihm einige Hefte der »Ersten Waffengänge« und erinnerte den Gelehrten wohl auch daran, dass er ihm damals nicht habe folgen können, weil er als Rationalist »immer im Irdischen kleben geblieben« sei.

Die Intensität der eingestandenen oder zu vermutenden Träume vom Ruhm als Dramatiker, als Schriftsteller und sogar als Lyriker lässt sich ahnen, denn Theodor Wolff hat vieles aus seiner Reimschmiede in Mappen aufbewahrt, bis ins Exil mitgenommen und diesen Träumereien zumindest ein autobiographisches Denkmal gesetzt. Auf Einzelheiten muss nicht näher eingegangen werden, wenn man die Verse des Fünfzehnjährigen mit denen konfrontiert, die er als Achtundzwanzigjähriger unter dem Titel »Lied« dem Verleger des »Simplicissimus«, Albert Langen (1869–1909), honorarfrei für die Erstausgabe seiner satirischen Wochenschrift sandte:

»Sünder sind wir, alle die da leben / Und wir sünd'gen alle, denn wir stehlen /
Mädchenküsse. Unser ganzes Streben / Geht nach ihnen, rauben sie und hehlen.
// Mörder sind die Frauen, denn sie töten / Unser Herz in seiner schönsten Blüte
/ Wenn sie uns mit schmachtdem Erröten / Ansehen, sind sie schuldig durch
die Güte. // Und Betrüger sind wir Erdenwürmer, / Wenn wir reden von den
Liebesbanden / Und von Amor, diesem Weltenstürmer, / Ist die Liebe wirklich
denn vorhanden? // Sünder sind wir Menschen, alle, alle, / Können wir bestehen

ohne Sünde? / Sie umgibt uns dicht mit ihrem Walle, / Niemand fragt, wo er das Unrecht finde.«

»Lied

Laß uns entfliehen dem Schwarm, / Sieh', ich öffne das Tor, / Und ich trag' dich auf meinem Arm / Tausend Meilen empor. // Dort in den Nebeln fern / Sterben die roten Feuer der Erden, / Auf dem einsamen Stern / Wollen wir selig werden. // Leise halte ich Wacht, / Sieger und Sklave dort, / Alle die Falter der Nacht / Jag' ich, die störenden, fort. / Nur mich lässest du gern / Dir deinen Schlummer gefährden, / Auf dem einsamen Stern / Wollen wir selig werden. // Und meine Hand bedeckt / Schützend dein liebes Gesicht, / Daß es der Blitz nicht schreckt, / Der durch das Dunkel bricht, / Daß es den Schrei nicht hört, // Der niedertau-melt zur Erden – / Auf dem einsamen Stern / Wollen wir selig werden.«

Der Übergang von der Schule ins Berufsleben, von der Sklaverei zur Freiheit, erfolgte bruchlos. Die literarischen, historischen und philosophischen Interessen halfen Theodor Wolff ebenso dabei wie sein Freund Max Dessoir. In der Friedrich-Wilhelms-Universität saß er in den Vorlesungen des evangelischen Theologen und Philosophen Georg Lasson (1862–1932), des nur sechs Jahre älteren Pfarrers an der Kirche in Friedersdorf bei Storkow und bedeutenden Hegel-Kenners. Außerdem hörte er bei dem Philosophen Wilhelm Dilthey (1833–1911), dem Hauptvertreter der Historischen Schule, der mit seiner an Kant erinnernden »Kritik der historischen Vernunft« darauf bestand, dass Kritik nicht systematisch, sondern als »historisches Verfahren« durchzuführen sei, weil er annahm, dass es gelingen könne, vergangenes Geschehen unmittelbar und damit objektiv zu erfassen. Theodor Wolff besuchte die Vorträge des Historikers Heinrich von Treitschke (1834–1896), dessen »Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert« mit fünf Bänden ein Torso blieb und dessen Sprachfehler sowie nationalistische Interpretation ihn gleichermaßen irritierten; er studierte auch bei Herman Grimm (1828–1901), dem Literatur- und Kunsthistoriker, dem Biographen von Michelangelo, Raphael und Goethe, den Theodor Wolff in Berlin jedoch vorrangig über kunstgeschichtliche Themen hat vortragen hören.

Der Ausflug in die Welt einer der lebendigsten deutschen Universitäten wäre für Theodor Wolff kaum mehr als eine wenig folgenreiche Episode gewesen, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, zwei weiteren außergewöhnlichen Persönlichkeiten zu begegnen. Es waren Theodor Mommsen (1817–1903), der weltberühmte Althistoriker, der im Jahr vor seinem Tod den Nobelpreis für Literatur für seine »Römische Geschichte« erhielt, und der »Literaturhistoriker« Karl Werder (1809–1893), der an der Universität als aus-

gewiesener Hegel-Kenner eine außerordentliche Professur für Philosophie innehatte und von dem postum ein Gedichtband erschien. Von ihnen beiden sprach er enthusiastisch, ja liebevoll verehrend. Dem liberalen Mommsen fühlte er sich besonders wegen des politischen Engagements nahe, wegen seiner scharf ablehnenden Replik auf Treitschkes Artikel »Die Juden sind unser Unglück« (1879) und seiner Kritik an Bismarcks Sozialpolitik, die ihm 1881 einen Beleidigungsprozess einbrachte, den der Richter zu seinen Gunsten entschied. Werders Sprache soll Theodor Wolff ein direktes Vorbild für sein eigenes Denken, seine Artikel und Bücher gewesen sein. Rückblickend schwärmt er vom »blendenden Glanz«, von Harmonie und Gleichmaß, von den in klassischer Vornehmheit und Klarheit geprägten Gedanken, die dem bombastischen Schwulst der öffentlichen Rhetorik, der hölzernen Pedanterie und den Vergewaltigungen der Grammatik in vielen Wissenschaften fern gestanden hätten.

Der kleine, alte Herr mit dichtem, weißem Haarschopf, blauen Augen und den gar nicht ungepflegt wirkenden Bartstoppeln auf der Oberlippe war ihm ein »unvergeßlicher, liebenswürdiger Mentor«. Für Theodor Wolff war Karl Werder, der Goethe in Weimar besucht hatte und dadurch geadelt schien, ein Schatzsucher auf dem Feld der Literatur (BT II.4.1893). Theodor Wolff besuchte ihn in seiner Wohnung im literarhistorisch berühmten Haus von Lutter und Wegner am Gendarmenmarkt direkt über dem Weinlokal. Eine Gelehrten-Stube mit Büchern, Mappen, Büsten und Gemälden überall, aber keineswegs klein und sehr hell, erwartete den ehrfürchtig Eintretenden. Theodor Wolff fand den Alten im schwarzen Rock auf schwarzem Ledersofa, die Sitzgelegenheit etwas weniger fleckig als Rock und Hose, bei der gewöhnlich ein gewisser Knopf ungebührlich keck in Freiheit stand, mit halb geschlossenen Augen dasitzend, doch bald lebhaft sprechend, feierlich deklamierend – nun aber auf seinen kurzen Beinen flink im Zimmer unterwegs – und wütend schimpfend, wenn er Oberflächlichkeiten in der Kunst aufgetan hatte.

Seit dem Sommer 1887 stand der vom Vater gewünschten und vom älteren Cousin wohl bereitwillig offerierten kaufmännischen Lehre im »Berliner Tageblatt« nichts mehr im Wege. Die Nähe zur Redaktion, zum Schreiben und Publizieren musste dem Entschlossenen wenigstens mittelfristig einige Chancen eröffnen. Alles entwickelte sich für ihn schneller als erwartet, aber anders als erhofft, nicht im Literarischen – dort gab es kaum mehr als journalistische Brosamen: Buch- oder Theaterkritiken, heiteres Allerlei und Streifzüge durch Berlin –, sondern im Hauptressort der Zeitung, der politischen Arena. Theodor Wolff hat uns nichts von dem aufbewahrt, was ihm als Lehrling im Mosse-Haus begegnete, und sich auch niemals näher